Nr. 21 — Leipzig, den 26. Mai — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

# Die christliche Welt

## Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Inhalt:** Wunderglaube 1 — Protestantische Betrachtungen zu den Reichstagsverhandlungen über die Alters- und Invalidenversicherung: 3. Das evangelische Interesse an dem Gesetz — Noch einmal: Zum Andenken Neanders — Paul Lindaus Berliner Romane: 3. Spitzen — Kleine Lesefrüchte aus der Reformationszeit: Ein Wort Luthers über Bibliotheken; Was D. Martin Luther vom Hausgesinde sagt; Lieber keine Predigt als lutherische; Die Nordhäuser Lutherlegende — Aus Italien: Ein Urteil über die Protestanten; La Madonna di Romania; Il volto santo; Im St. Petersdome; Missionskollekte; Sühnegebete — Verschiedenes: Zur Charakteristik russischer Zustände; Luther und Dietenberger; In omnibus caritas — Anzeigen

## Wunderglaube

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht! Joh. 4, 48

1

Wenn wir das Wort Wunder nach seiner Bedeutung fragen, so will es nur eine That, ein Ereignis, einen Gegenstand bezeichnen, die nicht mehr dem Gebiete des Bekannten, des Gewöhnlichen, des Erfahrungsmäßigen angehören und über die man deshalb sich verwundert. Aber der Sprachgebrauch hat mehr in das Wort hineingelegt. Nur solche Werke und Ereignisse pflegen wir Wunder zu nennen, bei denen unwillkürlich der Gedanke sich uns aufdrängt, daß hier Gottes Hand selbst im Spiele gewesen sei, oder doch, daß höhere, unsichtbare, übernatürliche Kräfte hier gewaltet haben, sei es nun unmittelbar oder durch den Dienst eines Menschen als ihres auserwählten Rüstzeugs. Und damit verbindet man in der Regel zugleich die andre Vorstellung, als werde durch das Eintreten eines Wunders die Wirksamkeit der Naturgesetze aufgehoben; ein mächtiger Arm greife in ihren sonst so ehernen und unabänderlichen Verlauf ein und lasse sie erst dann wieder in Kraft treten, wenn das Wunder vollbracht sei; oder, wie man es sich auch wohl denkt, wo ein Wunder geschehe, da senke sich die obere, himmlische Welt in unsre Alltagswelt herab, durchbreche das sonst so feste, engmaschige Netz der Naturgesetze und lasse sie ablösen, mache sie unwirksam durch die überlegne Macht ihrer eignen höhern Gesetze.

Und nun treten zwei Parteien schroff einander gegenüber. „Nein," sagen die einen, „das ist nicht möglich; das duldet die Majestät der Naturgesetze nicht. Das läßt der Zusammenhang der Welt nicht zu. Alles geschieht und muß geschehn nach unwandelbarer Ordnung und Regel. Alles muß seine Ursache haben, aus der es mit zwingender Notwendigkeit hervorgeht. Darum ist es undenkbar, daß es Wunder geben könne, und alles, was man davon erzählt, ist nichts als Fabel und Märchen." „Welch schnöder Unglaube!" rufen die andern. „Wenn es keine Wunder giebt, dann giebt es auch keinen Gott. Mit einem Gotte, der keine Wunder thut, ist uns nichts gedient. Ein solcher Gott geht in Wirklichkeit auf oder unter in den Naturgesetzen; er sinkt zur bloßen Weltseele herab; oder aber er wird der Welt so fern gerückt, hat in der Welt, die er einst einmal geschaffen hat, so wenig mehr zu sagen und zu thun, daß es vergeblich ist, auf ihn zu vertrauen. Darum, wenn ihr nicht an Wunder glaubt, so habt ihr kein Recht mehr, euch Christen zu nennen!"

Was sagen wir dazu? Soviel ist zunächst gewiß: wer überhaupt an die Allmacht Gottes glaubt, der muß auch glauben, daß bei ihm kein Ding unmöglich ist. Was für ein Gott wäre das, der nicht dasselbe Recht und dieselbe Macht besäße wie jeder andre Meister über das Werk, das seine Hände gebildet, daß er nicht nach Wunsch und Gefallen damit schalten und handeln könnte. Ist es das Wort seines Mundes gewesen, das die Welt ins Dasein rief, hat sein Rat und Wille den Gesetzen der Natur ihre Bahnen vorgeschrieben, so kann er doch auch, so oft es ihm gutdünkt und beliebt, den Dingen in der Welt eine andre Gestalt, dem Lauf ihrer Gesetze eine andre Richtung geben. Das also geht nicht an, die Wunder einfach für unmöglich zu erklären.

Aber ein ander Ding ists immerhin, deshalb nun auch ohne weitres überzeugt zu sein, daß dieselben in dem bezeichneten Sinne wirklich geschehn. Wie Großes hat schon des Menschen geringe Kunst mit Hilfe der Naturgesetze geschaffen und vollbracht! Zu welch bewunderungswürdigen Werken hat des Menschen doch so engumschränkter Geist die einfachen Kräfte und Gaben der Natur auszunutzen und zu verwenden gewußt! Und doch wie dürftig ist im Grunde noch immer seine Kenntnis des Naturzusammenhangs! Welch kleines Gebiet ist ihm wirklich bereits erschlossen und seinem Willen dienstbar gemacht! Gottes Auge allein dringt überall hin; seine Weisheit erfaßt das Wesen aller Dinge; das Weltall ruht in seiner starken Hand. Was er geschaffen hat, das fügt sich auch bescheiden seinem Willen, das lenkt und regiert er auch nach den Gedanken seines Herzens. Wer will es sagen, wie viel auf seinen Wink die Gesetze der Natur vermögen? Wer will die Grenze bezeichnen, wo er im großen Haushalte der Welt nicht mehr auskommt mit der gewohnten Weise seines Wirkens, um seine Zwecke und Absichten zu erreichen? Wie manches mag unserm unkundigen Blicke dem Gebiete der Naturgesetze entnommen erscheinen, was doch voll und ganz ihm angehört, nur daß wir es nicht zu fassen, nicht zu begreifen vermögen, in welch geheimnisvoller Weise sie hier ineinander gespielt, wie ihre Strahlen und Fäden in diesem Falle sich in einander verwoben und verflochten haben!

Und wäre es nun nicht auch ein schöner, ein großartiger Gedanke, zu denken, Gott habe niemals nötig, das alltägliche Rüstzeug der Naturgesetze aus der Hand zu legen, um zu seinem Ziele zu gelangen und seine Vorhaben hinauszuführen? Er habe seine Welt von allem Anfang her in solch weislicher Voraussicht gestaltet und geordnet, daß nun die Menschheit, ihr Leben und ihre Geschichte, wie sie nach seinem Rat und Willen verlaufen soll, darin Raum habe und Platz finden könne? Mit je einfachern Mitteln Gott bei dem Wunderwerke seiner Weltregierung, bei der Verfolgung seines Weltplans ausreicht, desto erhabner muß er uns doch erscheinen, mit desto größrer Demut und Ehrfurcht müssen wir uns vor ihm beugen. Und je mehr ich liebend und anbetend mich hineinversenke in das selige Ge-

heimnis seines Vaternamens, der mir sagt, daß er mit ewiger Liebe und Sorge meiner und aller seiner Menschenkinder gedacht, mit desto dankbarerer Freude denke ich es mir, daß die Ordnungen der Welt, welche die Allmacht seiner Liebe um unsertwillen ins Dasein gerufen, keiner Wechslung und Wandlung, keiner Durchbrechung oder Aufhebung bedürfen, damit der Ratschluß seiner Liebe zu seiner Vollendung kommen könne.

D-K

## Protestantische Betrachtungen zu den Reichstagsverhandlungen über die Alters- und Invalidenversicherung

### 3. Das evangelische Interesse an dem Gesetz

Wir haben gemeint, die wichtigsten Anträge des Zentrums nicht aus volkswirtschaftlichen Erwägungen, sondern aus katholischen Interessen heraus zu verstehn. Aber auch mit der Kennzeichnung dieser Wünsche haben wir den vollen Ausdruck der Stimmung noch nicht erreicht, welche den rechten Katholiken diesem Gesetz gegenüber erfüllt und erfüllen muß. Der Freiherr von Frankenstein hat vielmehr vor seinen Fraktionsgenossen offen erklärt:

> Ich glaube, daß der Antrag des Herrn Abgeordneten Hitze garnichts andres ist, als eine motivirte Zurückweisung des ganzen Gesetzes.

Die Verschleppungstaktik, welche von Windthorst seitdem geübt wird, entspricht nur dieser Auffassung. Sein ceterum censeo hat er am Schluß der zweiten Lesung (11. Mai) in folgende Worte zusammengefaßt:

> Ich habe alles gethan, was in meinen Kräften steht, um die Durchführung des Gesetzes zu verhindern. Wenn das aber nicht gelingt, dann wünsche ich, daß das Gesetz so schnell als möglich durchgeführt werde, damit diejenigen, welche es gemacht haben, auch die Früchte davon haben. [Das will sagen:] Die Baumeister, welche das Haus gebaut haben, werden auch am besten geeignet sein, die Reparaturen vorzunehmen, oder das ganze Haus abzubrechen.

Aber auch mit der Kennzeichnung dieser höchst zweifelhaften Verbesserungsanträge haben wir den vollen Ausdruck der Stimmung noch nicht erreicht, welche das Zentrum diesem Gesetze gegenüber erfüllt und erfüllen muß. Der Freiherr von Franckenstein hat vielmehr von seinem Fraktionsgenossen offen erklärt:

> Ich glaube, daß der Antrag des Abgeordneten Hitze gar nichts andres ist, als eine motivirte Zurückweisung des ganzen Gesetzes.

Die Verschleppungstaktik, die von Windthorst seitdem geübt wird, entspricht nur dieser Auffassung.

Es kann mir nicht einfallen zu bezweifeln, daß man auch als evangelischer Christ mancherlei Bedenken gegen das Gesetz hegen, ja aus irgend welchen Gründen zu einer vollen Ablehnung desselben sich genötigt sehen kann. Allein die Ablehnung würde in diesem und in jenem Falle dennoch eine durchaus verschiedne Bedeutung haben. Man mag über diese sozialen Reformbestrebungen urteilen, wie man will, sicher ist, daß hier der erste Versuch im großen gewagt wird, in ruhiger, sachlicher Arbeit Antwort auf eine Fülle von Fragen zu suchen, die uns durch die ganze Entwicklung der letzten Jahrhunderte gestellt sind. Lassen wir es nun ganz dahingestellt, ob dieser Versuch gelingen wird. Niemand wird ja so vermessen sein, bei einem so völlig neuen und weit ausschauenden Unternehmen als unfehlbarer Prophet aufzutreten, oder so thöricht, sich der sorglosen Meinung hinzugeben, als würden diese ersten Schritte uns gleich zum letzten Ziele führen. Aber auf eine andre viel allgemeinre Frage müssen wir uns allerdings bestimmte Antwort geben können, auf die Frage nämlich nach dem Interesse, das wir um unsers Glaubens willen an dem Gelingen dieses oder jedes andern, gleichartigen oder ungleichartigen Versuchs auf sozialem Gebiete nehmen. Erst mit der Beantwortung dieser Frage werden wir den vollen Gegensatz zwischen uns und den Katholiken gefunden haben.

Wenn irgend eine Gesetzgebung nicht nur das Gepräge der Neuzeit an sich trägt, sondern aus modernen Bedürfnissen heraus überhaupt allein verständlich ist, so sind es diese Versuche, in umfassender Weise der Not unsrer handarbeitenden Brüder zu



steuern. Es handelt sich aber hier nicht um etwas „Zufälliges," nicht um etwas, das sein kann oder auch unterbleiben darf. Es handelt sich vielmehr um Recht oder Unrecht unsrer gesamten modernen Kultur. Denn diese gesamte moderne Kulturentwicklung — die Entdeckungen und Erfindungen der Wissenschaft, die Fortschritte in der Technik und in der Unterwerfung der Erde unter die Herrschaft der europäischen Völker, die Entstehung unsrer Großstädte und Fabrikmittelpunkte mit ihrer modernen Arbeiterbevölkerung — kurz dies alles, was seit dem fünfzehnten Jahrhundert, erst mehr langsam und stetig, dann plötzlich und sprunghaft herangewachsen ist, besitzt bis zu dieser Stunde noch kein sittliches Recht zum Dasein. Ein so vorsichtiger, gewiß aller tendenziösen Schwarzseherei völlig fernstehender, jede greifbare Möglichkeit ruhig abwägender Forscher wie Hermann Lotze urteilt in seinem Mikrokosmus (3, S. 281):

> Die zahllosen Einzelfortschritte des Wissens und Könnens, die ohne Zweifel in der Erzeugung und Verwaltung der äußern Güter gemacht worden sind, haben sich noch keineswegs zu einem Gesamtfortschritte des Lebensglücks verbunden. Jeder Fortschritt brachte mit der Zunahme an Kraft, die er gewährte, auch eine entsprechende Zunahme des Druckes mit sich.

Diese Kultur also steht im Begriff, eine moderne Sklaverei aus sich zu erzeugen, die sich kaum in etwas von derjenigen der alten Völker unterscheiden dürfte. Wir aber besitzen das Recht nicht, mit Aristoteles „königliche Seelen zu unterscheiden, die aus eigner Kraft schön und würdig zu leben wissen, andre, die weder vernünftige Lebensaufgaben sich selbst stellen noch die Mittel ihrer Erfüllung finden könnten." Sollte es nicht gelingen, diesen Druck zu heben, so sehe ich wirklich nicht ein, wie wir uns der allerdings erschreckenden Forderung entziehen wollen, die ganze Entwicklung als verfehlt zu verurteilen. Denn an dieser modernen Kultur haben wir als Christen kein Interesse. Ich möchte wohl wissen, wie man es anfangen wollte, Dampf und Elektrizität als solche zum Range christlich-begehrenswerter Dinge zu erheben. Es besteht zu Recht und läßt sich durch kein Deuteln und Wenden wegreden, daß es besser ist, wenn wir die ganze Welt — diese Kultur — verlieren, als daß wir an unsrer Seele Schaden nehmen. Das letztre aber würde uns widerfahren, wenn wir uns dieses Lebens freuen wollten, nicht mehr in naiver Unwissenheit, d. i. Unschuld, sondern mit dem vollen Bewußtsein, daß es uns aus dem schweren Siechtum, dem langsamen Tode von Millionen erwächst. Die Kultur, die der Liebe thatsächlich Hohn spricht, besitzt in sich kein christliches, also auch kein sittliches Recht. Denn für uns giebt es keine Sittlichkeit außer der christlichen.

Bis zu diesem Punkte dürfen wir, meine ich, mit der katholischen Kirche ruhig Hand in Hand gehen. Hier aber scheiden sich unsre Wege. Rom wählt den breiten in der Ebne, der geradeaus zum Ziele zu führen scheint, wir richten unsre Schritte auf einen schmalen und steilen, auf dem Hügel und Berge uns die Aussicht wehren. Denn wir erheben die Forderung, daß diese Kultur selbst sich ihr christliches Recht erstreite.

Niemand, keine Kirche und kein Engel vom Himmel, kann es für sie. Das ist die blinde Selbsttäuschung, in der Rom dahingeht, die Hoffnung, daß mit irgend einer „Herrschaft" des Christentums über die Kultur auch ihr christliches Recht gefunden wäre. Aber auch wenn wir uns dieses Ziel mehr evangelisch zurechtlegen und an Stelle jener Herrschaft, die stark an übertünchte Gräber erinnert, die Anerkennung christlicher Grundsätze, eine Regelung nach christlichen Normen setzen, bleiben immer noch unüberwindliche Bedenken übrig. Zweifelhaft würde es bleiben, ob diese Anerkennung sich je bis zu allgemeiner Zustimmung erheben würde. Man wird zugeben, daß wenig Aussicht dazu vorhanden ist. Und, was schlimmer wäre, die Sorge eines immer zu befürchtenden Rückfalls würde die stete Begleiterin dieser Neuschöpfung sein. Denn wie immer jene Geltung christlicher Grundsätze auf die moderne Kultur übertragen wäre, die beiden so mit einander verbundnen Mächte müßten sich doch innerlich fremd gegenüberstehen. Als einen bezwungnen Feind müßte das Christentum diese Kultur achten, jede Regung des eignen Willens würde der Sieger am Besiegten mühsam

niederzuhalten genötigt sein. Die Kultur aber ihrerseits könnte nie den Gedanken los werden, daß jene Grundsätze und Normen eine Hemmung ihres Laufs bedeuten, und die Gebundne würde in ihren Ketten stets nach der verlornen Freiheit seufzen. Erst wenn sie sich selbst darauf besinnt, daß das Wort unsers Gottes auch ihr gilt, wenn in ihrer eignen Mitte die Forderung nach dem Beweise christlichen Rechts laut wird, wenn das Bedürfnis nach Höherem als einer immer weiter gehenden Anhäufung von Gütern, einer ins Ungemessne fortschreitenden Beherrschung der Erde sich zu regen beginnt, wenn die Sehnsucht nach warmem Menschenleben an Stelle dieser kalten Stoffe sie ergreift — dann erst werden wir uns mit reiner Freude dem Anblick dieser ungeheuern Kraftentwicklung hingeben können, die uns jetzt nur zu oft mit frostigem Staunen erfüllt.

Das ist ein schmaler und steiler Weg zum Ziel, der selten fröhlichen Fernblick gestattet. Völlig aussichtslos muß Rom ihn nennen. Warum? Es ist der Weg des Glaubens. In die Anfänge dieser Kulturentwicklung sind die Anfänge unsers evangelischen Glaubens so fest verwoben, daß es ein sehr verständlicher Irrtum ist, wenn man diese letztern immer wieder als den Ausgangspunkt jener erstern dargestellt und gepriesen findet. Ein Irrtum bleibt es dennoch. Luthers Glaube hat so gut wie der eines Augustin und Paulus seine Ruhe in Gott, sein Bürgerrecht im Himmel gesucht. Ihm war der jüngste Tag der liebe Tag, auf den er hoffte. In solcher Stimmung ist man kein Kulturheld unsrer Tage. Aber allerdings um das Haupt dieses Mannes, dessen Herz die Sonne einer andern Welt erleuchtet, sammeln sich dennoch hell und rein alle Morgenstrahlen der neuen Zeit, in der wir leben. Kultur und Glaube sind hier zu wunderbarer persönlicher Einheit verbunden. Was er aber gewesen, das ist er nicht für sich allein gewesen. Das ist er vielmehr als der Schöpfer einer neuen Epoche in der Geschichte des Christentums. Fallen nun aber die Ursprünge unsrer modernen Kultur mit den Anfängen unsers evangelischen Glaubens zeitlich zusammen, so ist uns das eine unumstößliche Gewißheit, daß Gottes Hand über dieser neuen Welt waltet. Denn wenn wir auf den verschlungnen Pfaden dieser Kultur ihn so wenig zu finden wissen, wie der Astronom in den Fernen des Weltalls — in diesem Glauben ist er wahrhaftig und greifbar vorhanden. Und nun sollte die Kultur, die zugleich mit dieser Erneuerung des persönlichen Glaubens geboren wurde, widergöttlich, der Boden, auf dem sich der Glaube allein bewegen und thätig regen kann, fremden Mächten dienstbar sein? Vielmehr nicht alsbald immer geraten die fünf Scheffel Mehl, von dem Sauerteig durchzogen, in gärende Bewegung. Gewalt aber würde da wenig nutzen. Stille sein und harren oder vielmehr das Unsrige thun, das Wort des Glaubens, der in der Liebe thätig ist, unermüdlich allen Mächten dieser Kultur entgegenhalten, das ist alles, was uns befohlen ist, bis unsers Gottes Stunde schlägt. Schlägt sie jetzt? Dürfen wir es freudig hoffen?

Das und nichts Geringres ist der tiefste Inhalt des Interesses, mit dem wir als evangelische Christen allen Versuchen selbständiger sozialer Reformbestrebungen entgegenschauen.

Ist es aber so, dann muß sich ja aller Haß Roms gegen Luther und sein Werk auch als schlecht verhülltes Mißtrauen gegen diese Versuche kehren. Und verhehlen wir es uns nicht: Rom muß es um seines Glaubens willen. Nur indem es seinen Glauben verleugnet, kann es hier wirklich mitwirken. Denn diese arme Kirche kann seit vier Jahrhunderten Gottes Finger in der Geschichte nicht mehr wahrnehmen. Gehört zu all dem Elend, das diese moderne Welt kennzeichnet, auch dieses noch, daß in ihr jener Erzketzer Luther, d. i. der vollendete und wenigstens in weitem Umfange siegreiche Abfall von der Kirche, sein zerstörendes Werk betreibt, dann hat sie jeden Anspruch auf einen christlichen Namen verloren, sie ist, daß wirs mit nacktem Worte sagen: des Teufels Werk. Sind aber jene Versuche, was wir im Glauben hoffen, irgend dazu berufen, dieser mit unserm evangelischen Christentum so fest verknüpften Kultur ihr christliches Recht zu erwerben, so würde durch sie erst Rom vollends ins Unrecht gesetzt. Um seiner selbst willen muß es sich gegen sie wehren.

Aber wie erklärt sich dann die halbe Zustimmung? wie vollends der Streit innerhalb des Zentrums? Die Lage der katholischen Kirche unsrer modernen Kultur und Gesetzgebung gegenüber ist in keinem Falle einfach und durchsichtig. Wenn die Rückkehr zum Mittelalter das feststehende und für sie notwendige Ziel ihrer Sehnsucht ist, dann ergiebt sich von selbst, daß ihre Mitarbeit regelmäßig nur in einer fortlaufenden Reihe von Vergleichen sich bewegen kann. Irgend ein modus vivendi, „bis bessere Zeiten kommen,“ ist alles, was Rom thatsächlich erstreben kann. Handelt es sich aber um Vergleiche, so sind stets mehrere Möglichkeiten vorhanden, je nach der augenblicklichen Lage oder Neigung dessen, in dem jene beiden einander widerstrebenden Mächte um die Herrschaft ringen. So gewaltig aber erhebt unsre Zeit den Ruf nach Hilfe in der sozialen Not, daß es ganz verständlich ist, wenn dieser Ruf gelegentlich auch in den Herzen von Katholiken so starken Wiederhall findet, daß andersartige Töne daneben — vielleicht nur für eine kurze Zeit — zum Schweigen kommen. Aber gesetzt auch der Senior des Zentrums, Reichensperger, wäre mit der Erklärung des Staatsbegriffs, die er seiner Zustimmung zum Gesetzentwurf zu Grunde gelegt hat:

> Der Staat ist für uns der organisirte Verband des Volkes zur Pflege aller leiblichen und geistigen Güter —

gesetzt, er wäre in der Hitze des Kampfes über seine eignen Anschauungen hinausgegangen, so würde die Hinzufügung weniger Worte es bald verraten, wie Verschiednes mit jener Bezeichnung gemeint sein kann. Denn der Zentrumsredner wird sie stillschweigend als prinzipiell und auf die Dauer giltig nur anerkennen unter der Voraussetzung, daß sich jene Pflege im Gehorsam gegen die Kirche vollzieht. Denn einem Katholiken, so lange er es noch wirklich ist, die Anerkennung des „modernen Staatsbegriffs“ zuzutrauen, mag zuweilen für Staatsmänner sich empfehlen, bleibt aber in jedem Falle eine starke Gedankenlosigkeit.

S E

## Noch einmal: Zum Andenken Neanders

Aus Anlaß seines hundertjährigen Geburtstags ist das Andenken des großen Kirchenhistorikers durch die kirchliche Presse, auch in der Christlichen Welt Nr. 12 f., gefeiert und dadurch besonders bei den wenigen noch lebenden Schülern von ihm das Bild der höchst eigentümlichen Persönlichkeit dieses herrlichen Mannes wieder lebendig geworden. Einsender, der einst zu den Füßen Neanders gesessen hat und jetzt in seinem 126. Semester steht, hat den Eindruck gewonnen, daß das Bild der Person seines unvergeßlichen Lehrers von denen, die jetzt über ihn geschrieben haben und die ihn nur aus seinen Schriften und aus sonstigen litterarischen Quellen kennen, keineswegs ganz richtig gezeichnet worden ist.

Dazu haben besonders auch die vor Jahren im Daheim mit Behagen erzählten Anekdoten beigetragen, von denen kaum eine wirklich authentisch sein dürfte. Diese Geschichtchen sind in studentischen Kreisen auf der Bierbank entstanden und wurden weiter erzählt, ohne daß die Erzähler selbst daran glaubten. Eine noch ungedruckte Anekdote dieser Art, die den Stempel der Erfindung deutlich an der Stirne trägt, galt in meiner Studentenzeit für besonders bezeichnend und wurde weiter erzählt und belacht, ohne daß man sie für wahr hielt. Hier ist sie: Schleiermacher und Neander, die nicht weit von einander wohnten, hatten denselben Stiefelputzer; beide Herren trugen hohe Stiefeln, Schleiermachers Stiefeln waren modisch, oben vorn mit Puscheln versehen; bei Neander fehlte diese Zierde. An einem Wintermorgen geschah es nun, daß der Stiefelputzer die Stiefeln verwechselte, indem er die Paare in der Eile von einander trennte, sodaß jeder der Herren einen eignen und einen fremden Stiefel erhielt. Als Schleiermacher bemerkte, daß an dem einen Stiefel die Puschel fehlte, schickte er ihn zum Schuhmacher, um den Schaden ersetzen zu lassen, Neander dagegen, als er an dem einen der ihm überbrachten Stiefeln eine Puschel hängen fand, riß sie mit Verachtung ab und zog die Stiefeln an.

Das linkische Wesen und die körperliche Unbeholfenheit Neanders war keineswegs in irgend einer geistigen Beschränktheit oder gelehrten Zerstreutheit, sondern hauptsächlich in seinen von Jugend auf sehr schwachen Augen und seiner Kurzsichtigkeit begründet. Ebendarum war er auch besonders im Gewühle der hauptstädtischen Straßen der Unterstützung und einer gewissen Bevormundung bedürftig; andres erklärt sich aus seiner souveränen Verachtung aller äußerlichen Dinge. Es ist freilich wahr, seine Persönlichkeit war keine gewinnende. Es giebt ein wohlgetroffnes Porträt von ihm, das seine Schüler im Jahre 1827 zu seinem Geburtstage von dem berühmten Maler Krüger (dem sogenannten Pferde-Krüger) in lithographischer Kreidezeichnung hatten ausführen lassen und das damals wohl jeder theologische Student in Berlin besaß, jetzt aber wohl schon selten geworden sein wird. Schön sah das jüdische Gesicht mit den dicken, schwarzen Augenbrauen keineswegs aus, aber es war von einem Strahle frommer Liebe durchleuchtet. Leider schlug er die schönen, geistvollen Augen selten auf, sondern hielt, wie alle Kurzsichtigen, die Lider meist zusammengekniffen, um besser sehen zu können. Beim Lesen mußte er die Schrift dem Auge bis auf etwa zwei Zoll nähern.

Deshalb verblieb er auch während seiner Vorlesungen auf dem Katheder stets stehend, dessen Pult ihm zu diesem Zwecke mittelst der vorhandnen Vorrichtung von einem sich zu diesem Geschäfte drängenden Studenten vorher hochgestellt wurde. Der ihm hinderliche Sessel wurde herabgenommen und in dem überfüllten Auditorium während der Vorlesung von dem erwähnten Studenten, der auf den Knien nachzuschreiben pflegte, sofort besetzt. Der im Erdgeschosse belegne Saal, das größte der damals vorhandnen Auditorien (Nr. 12), war verhältnismäßig nicht hoch und etwas düster. Man saß so eng, daß man notgedrungen den Hut auf dem Kopfe behalten mußte und im Sommer den Rock auszog. Mit dem Schlage ein Viertel*) trat der Professor pünktlich ein und wankte in gekrümmter Haltung, mit einem langen, braunen Oberrocke bekleidet, von den Zuhörern durch Abnehmen der Kopfbedeckungen begrüßt, nach dem Katheder, nahm sein Heft aus der Tasche und beugte sich mit dem Haupte, das er auf den linken Arm stützte, auf das Pult nieder. Eine Feder, die er als Spielwerk in der Hand gehabt haben soll, habe ich wenigstens niemals bemerkt; nur das rechte Bein pflegte er beim Sprechen vor- und rückwärts zu bewegen. Während der ganzen Vorlesung sah er nicht auf. Seine Sprache war tief, klangreich und ruhig. Wenn er einmal zufällig kein Heft mitgebracht hatte, sprach er ebenso geläufig als sonst, und die entfernter sitzenden Zuhörer hatten keine Ahnung davon, daß er ganz frei redete. Seine Rede klang warm und lieblich; aber ansehen durfte man ihn nicht, denn der Anblick war in der That geradezu abschreckend. Der arme Mann war nicht gesund: im Winter 1826 litt er am Speichelfluß und war dadurch zum häufigen Expektoriren gezwungen, wodurch er jedoch seinen Vortrag nicht störend unterbrach — nur den Fußboden des Katheders durfte man nicht ansehen. Man konnte es nicht begreifen, wie dieser Mann, dem Tholuck**) in der Widmung seines Kommentars zum Johannes-Evangelium schon 1825 das unzarte Kompliment einer gebrochnen körperlichen Hülle gemacht hatte, es auszuhalten vermochte, drei Stunden hintereinander aufrechtstehend zu reden, ohne daß man ihm irgend eine Ermüdung oder Erschlaffung angemerkt hätte. Einmal wurde er von Nasenbluten befallen, ohne sich dadurch im Vortrage zu unterbrechen, aber der Anblick war herzerbärmlich.

*) Die Universitätsuhr bezeichnet jede volle Stunde durch drei Schläge und den Ablauf jeder ersten Viertelstunde, des sogenannten akademischen Viertels, mit einem Schlage.

**) Tholuck selbst machte übrigens in seinen jüngern Jahren den Eindruck eines Schwindsüchtigen und wurde gegen das Ende seiner nicht kurzen Predigten gewöhnlich heiser. Als er im Jahre 1829 nach der Rückkehr aus Italien seine Vorlesungen in Halle wieder aufnahm, las er in dem stallartigen Thiloschen Auditorium am Großen Berlin zuerst christliche Moral, und zwar in der heißen Mittagsstunde von 1—2; da kam es nun zuweilen vor, daß er ohne Entschuldigung ausblieb, und die Studenten sagten, er habe die Zeit verschlafen und seine Mittagsruhe zu weit ausgedehnt; man speiste damals in Halle womöglich noch vor 12 Uhr zu Mittag. Neander hat in den Jahren 1826—30, wo ich ihn hörte, niemals auch nur eine Stunde ausgesetzt.



Daß seine Kleidung nicht eben sauber und der Ellenbogen, auf den er sich stützte, durchgerieben war, sah er jedenfalls nicht, wenn er es auch sonst vielleicht beachtet hätte; man muß in dieser Beziehung bedenken, daß dem Gelehrten die Hausfrau fehlte und seine zärtlich für ihn besorgte Schwester diese ihrer jüdischen Erziehung zufolge*) doch nicht zu ersetzen vermochte. So unfähig in Beziehung auf die äußern Lebensverhältnisse, wie ihn die sich an seine eigentümliche Persönlichkeit geknüpfte Legende nach seinem Tode schildert, war er aber durchaus nicht, und seine Schüler wußten das auch. Dafür kann folgende Anekdote angeführt werden, deren Wahrheit allerdings auch nicht zu verbürgen sein mag. Zu Anfang eines Semesters meldete sich bei ihm ein Student zu einer Vorlesung mit irgend einer Bescheinigung, die er aus Bequemlichkeit, um sich Gänge zu ersparen, und im blinden Vertrauen auf Neanders Zerstreutheit gefälscht hatte. Neander faltete das Papier zusammen und steckte es in den Aufschlag seines Rockärmels. Als derselbe Student am Schlusse des Semesters in seiner Wohnung erschien, um sich den Besuch der gehörten Kollegien von ihm bescheinigen zu lassen, nahm er das wohlaufbewahrte Papier aus dem Aermelaufschlage heraus, entfaltete es und hielt das corpus delicti schweigend dem Schuldigen hin, der sich beschämt entfernte. Dergleichen Niedrigkeiten zu rügen, wenn er sie auch recht gut bemerkte, hielt er für unter seiner Würde.

Mit Recht schrieb schon sein Jugendfreund Wilhelm Neumann 1806 von dem siebzehnjährigen Jüngling an Chamisso: „Auf die Welt um sich herum hat er mit tiefer Verachtung blicken gelernt,"**) und Harnack, der ihn nicht persönlich gekannt hat, ahnt doch das Richtige, wenn er in seiner Festrede zum 17. Januar von ihm sagt: „Er scheint mit Bewußtsein die Gleichgiltigkeit gegen alles Aeußre festgehalten zu haben."***) Er that das sicher mit Bewußtsein. Denn sollte dieser Mann es wirklich nicht gewußt haben, daß er von den nach hunderten und tausenden zählenden Zuhörern fast gar keine Honorare empfing? Während andre seiner Kollegen das Honorar für die Vorlesungen nur gegen Revers zu stunden pflegten, erlaubte sich sogar der Schreiber auf der Quästur das Honorar für die Neanderschen Vorlesungen eigenmächtig zu erlassen, indem er den sich meldenden Studenten aus freien Stücken sagte: „Nun, bei Neander doch einen blauen Zettel" (d. h. eine Quittung über bezahlte 40 Pf. Auditoriengeld). Neander hatte freilich keine Familie und für seine Person sehr geringe Bedürfnisse. Wenn er, was in jedem Semester einmal geschah, für solche Schüler, die ihm näher standen oder ihm empfohlen waren, ein Mittagsmahl gab, so war dies sehr anständig; er selbst aber ließ die meisten Schüsseln an sich vorübergehen und begnügte sich, wie alltäglich, mit den ihm ärztlich angeratnen Mohrrüben. Seine Wohlthätigkeit war unbegrenzt; er gab armen Studenten soviel und solange, wie er selbst etwas hatte. Auf Bücher verwandte er selbstverständlich alles, was er erübrigen konnte. Die kostbare Benediktinerausgabe des Augustinus, die er sich wünschte, aber nicht bezahlen konnte, wurde ihm von seinen Schülern zum Geburtstage verehrt.

In seiner ganzen liebenswürdigen und bescheidnen Größe zeigte er sich bei den Prüfungen der Kandidaten, die er als Konsistorialrat in der neutestamentlichen Exegese und in der Kirchengeschichte zu examiniren hatte, wobei er ein zwar nicht klassisches, aber fließendes Latein sprach. Er redete die Examinanden mit Ornatissime an und wußte schon bei der ersten Antwort, die sie ihm gaben, weß Geistes Kinder sie waren. Wehe dem, der ihm mit erhöhtem Selbstgefühl entgegentrat. Da wurde er böse, was er durch ein eigentümliches, unartikulirtes Zischen zu erkennen gab; fand er aber ein mit Bescheidenheit kundgegebnes, gründliches Wissen, so ließ sich der große Gelehrte sofort zum freundlichsten Konversationstone herab; ich habe es mit angehört, daß er zu einem solchen Kandidaten ohne Anstand sagte: Erravi, tu recte dixisti (ich habe mich geirrt, Sie

*) Die reichen Jüdinnen pflegen zwar die peinlichste Reinlichkeit zu beobachten; nicht so ihre ärmren Mitschwestern, und die Familie Mendel gehörte nicht zu den reichsten.

**) Vgl. Preußische Jahrbücher LXIII. 2. S. 183.

***) Ebd. S. 181.

haben Recht). Welcher andre von seinen damaligen Kollegen hätte solches Wort den Prüflingen gegenüber wohl über die Lippen gebracht! Uebrigens war er bei solchen und andern geeigneten Gelegenheiten anständig und sauber im schwarzen Frack gekleidet, und es ist nicht wahr, wenn jetzt von ihm gedruckt worden ist, er habe niemals einen Frack getragen.

Als charakteristisch für ihn mag es gelten, daß er unter Friedrich Wilhelm IV. offiziell zum Geheimen Regierungsrat ernannt, diesen Titel ablehnte, dagegen den eines Ober-Konsistorialrats annahm. Im Konsistorium hatte er eine gewichtige Stimme und ließ sich von seinen Kollegen nicht werfen. Die Zensuren*) für die Kandidaten pflegte nur er zu bestimmen und ließ sich von seiner Meinung durch die Noten andrer Examinatoren durchaus nicht abbringen; es mußte bei seinem Urteile bleiben.

Soviel glaubt der Einsender aus seiner eignen Erfahrung zur Berichtigung der Beurteilung von August Neanders Persönlichkeit beitragen zu können und will nur noch betonen, daß, wenn Neander nach seinem eignen Geständnis keinen Sinn für die Schönheiten der Natur gehabt hat, auch dies in seinen schwachen Augen begründet war, denn er sah davon nichts. Was hilft es einem Kurzsichtigen, Berggipfel zu besteigen, wenn er oben weiter nichts sehen kann als unten?

Aber Neanders innres Auge schaute weit und tief.

D. Heinrich Otte

---

## Paul Lindaus Berliner Romane

### 3. Spitzen

In Nr. 7 und 12 des vorigen Jahrgangs haben wir über die beiden ersten Berliner Romane von P. Lindau berichtet; seitdem ist ein dritter erschienen, und zwar während kaum dreier Monate in vier Auflagen, also eine, weil einflußreiche, auch beachtenswerte Erscheinung.

Den auffallenden Namen erklärt — dem Leser schon nicht mehr überraschend — ein Satz auf Seite 418:

> Was wir da erzählen, ist eine Spitzengeschichte in des Wortes doppelter Bedeutung! Sie handelt von Spitzen und spielt im Kreise der Spitzen unsrer Gesellschaft!

Der höchsten Spitzen! Eine wundervolle Brüsseler Spitze „Lamoral" aus dem sechzehnten Jahrhundert hilft den Knoten schürzen; und die Hauptpersonen unsrer Geschichte gehören zu den Spitzen der Gesellschaft, zu den höchsten Adels- und Beamtenkreisen in Berlin. Die Verbindung mit dem Zuge nach dem Westen und den Armen Mädchen wird durch ein paar gemeinschaftliche Nebenfiguren hergestellt, die Tänzerin Franzi Lessen, den Hamburger Lebemann Oscar Bössow und den Gesandten Grafen Pracks; auch steht an topographischer Tadellosigkeit dieser neuste Roman Lindaus seinen frühern nicht nach. Es ist sehr viel selbst die kleinste Unebenheit tilgender Fleiß, große schriftstellerische Begabung, insbesondre die Kunst zu schildern, wie die zu verschweigen, bei diesem Werke verwendet worden, und im einzelnen enthält es viele höchst gelungne Szenen.

Auch an Erfindung hat es dem Verfasser nicht gemangelt; seine Geschichte ist an überraschenden Wendungen reich, und mögen immerhin einzelne Verhandlungen etwas lang ausgedehnt sein, so kann man im allgemeinen über Mangel an Stoff wahrlich nicht klagen. Im Gegenteil, nach meinem Geschmack geschieht hier zu viel und zu Seltsames; insbesondre die Geschichte des Diebstahls, die im Mittelpunkte steht, und die der Diebe wie des Freiherrn von Saza ist doch gar romanhaft. Aber ich bedaure es überhaupt, daß Lindau sein ganzes Interesse der Entwicklung der Dinge widmet, statt der Entwicklung der Menschen: seine Menschen erleben allerhand, ungeheuer Auffallendes, aber sie werden nicht; es ist nicht ihre Art, sich Gedanken zu machen; psychologische Probleme hält sich der Dichter vom Leibe.

*) Bei dem Berliner Konsistorium gab es damals, abgesehen von verschiednen Unterabstufungen, fünf Zensuren: vorzüglich gut, sehr gut, gut, ziemlich, mittelmäßig.



Der Held der Erzählung ist ein junger Fürst Ulrich von Engernheim, im Auswärtigen Amte beschäftigt, eine bezaubernde Persönlichkeit, der zu einer Altersgenossin, der Frau des sechzigjährigen Präsidenten Grafen von Iseneck, in ein verbotnes Verhältnis getreten war, nun aber, da er von aufrichtiger Liebe zur Prinzessin Alix, der um acht Jahre jüngern Cousine der Gräfin Iseneck ergriffen ist, diese Beziehungen zu lösen beabsichtigt. Von der empörten Dame auf einem glänzenden Feste noch einmal gleichsam zur Verantwortung in ihrem Hause nach Mitternacht befohlen, erscheint er ungern; ein für beide Teilnehmer fürchterlich aufregendes Gespräch wird durch die Wahrnehmung unterbrochen, daß im Nebenzimmer an dem Juwelenschranke der Gräfin Diebe arbeiten. Nun drängt die Gräfin ihren ehemaligen Liebhaber, der sie um keinen Preis gerade in dieser kritischen Lage verlassen will, aus ihrem Palaste heraus und schellt ihre Dienerschaft herbei, bei deren Eintreffen aber nur noch festgestellt werden kann, welch gewaltige Summe in Wertgegenständen entwendet ist, darunter die oben erwähnte echte Spitze, ein Geschenk des Fürsten und nicht, wie die Welt glaubte, die einst vom Grafen Iseneck seiner jungen Gemahlin überreichte Nachahmung der Lamoral. Durch den Scharfsinn der Polizei werden der Einbrecher und seine Helfershelfer, ein Kammerdiener und eine Zofe der Gräfin, festgenommen, ihre Schuld erwiesen; das Gestohlne aber wird nicht zurückgeschafft. Bei der Gerichtsverhandlung gegen jene Verbrecher hat Fürst Ulrich beschworen, er sei an dem Abende gar nicht im Iseneckschen Palais gewesen, also einen Meineid geleistet, um die Ehre der armen, infolge der Aufregung jener Nacht dem Wahnsinn entgegenkrankenden Frau, die ihn so geliebt, nicht zu gefährden; er heiratet seine Alix, lebt ein paar Jahre mit ihr in ungetrübtem Glücke: da treffen mehrere Umstände so unheilvoll zusammen, daß ein verkommner Adliger, dem Ulrich einst schwere Beleidigung zugefügt hatte, durch Mitteilungen seiner „Freundinnen" in den Stand gesetzt wird, den ganzen Zusammenhang der Dinge zu erraten; er veranlaßt, daß Ulrich wegen Meineids verklagt wird. Zwar sprechen ihn die Geschwornen frei; aber Graf Iseneck verlangt von ihm das Ehrenwort darüber, daß er in jener Nacht nicht in des Präsidenten Hause gewesen, andernfalls ein Duell auf Pistolen unter ungewöhnlich scharfen Bedingungen. Ulrich nimmt das letztre an; er zieht auf den Kampfplatz, ohne von Frau und Kind haben Abschied nehmen zu können; er wird von der ersten Kugel durchbohrt.

Man mag das tragisch nennen, daß er gerade für die Nacht so schwer gestraft wird, in der er nur so widerwillig, bloß um die Zornesleidenschaft der Gräfin Juliane, für die er doch immer Verehrung, wenn auch nicht Liebe hegt, zu besänftigen, seine Schritte nach dem Palais in der Wilhelmstraße gelenkt hatte; nur um seinen höhern Standpunkt zu vertreten, war er gekommen, und er hatte kein Wort gesagt, dessen er sich vor irgend wem zu schämen brauchte: und gerade um dieser Zusammenkunft willen wurde er verdächtigt, drohte ihm das Zuchthaus, tötete ihn ein beleidigter Ehemann. Aber die Absichtlichkeit, mit der um unser Interesse für Ulrich geworben wird, macht ihn uns langweilig. Es ist an ihm alles superlativ — freilich bei den andern Personen, die irgend in Betracht kommen, kaum anders. Auf der einen Seite „unermeßliches Vermögen," wundervoll geformte Hände und Füße, Witz, Liebenswürdigkeit, Noblesse durch und durch; auf der andern, wie bei Hotte, Bertha, von Saza, nur Verkommenheit, Schamlosigkeit, verworfenste Selbstsucht. Es fehlt allerwärts die Mittelmäßigkeit des Wirklichen; trotz aller Realistik und Lokalistik führt uns der Verfasser in eine Traumwelt.

Indes, es ist hier kein Raum, um eine ästhetische Kritik hinreichend zu begründen, wohl aber dürfte noch ein Wort ethischer Kritik am Platze sein. Ulrich schreibt in dem Abschiedsbriefe an seine Frau: „Diejenige, an der ich in den Jahren meines jugendlichen Leichtsinns eine Schuld begangen habe, hat mir vergeben." Also hat er nur an der Frau gesündigt, die sich von ihm geliebt glaubte, und nicht an deren rechtmäßigem Gemahl? Und nicht an den Damen der Demimonde, zu denen er in zärtlichem Verhältnisse gestanden hat? Und nicht an sich selbst, von Gott ganz zu geschweigen, der

natürlich bloß beim Begräbnis mit seinem Troste bereit stehen muß? Von jemandem, der es selbst mit Franzi Lessen nur so lange gehalten, bis „die Reize einer noch pikantern Kollegin“ ihn fesselten, der nebenher mit einer Gräfin Isseneck auf nur zu vertrautem Fuß gestanden, einem Ehebrecher, der „zur Rechtfertigung [!!] seiner Handlungen sich gedrungen gefühlt hatte, seine Empfindungen zur Liebe aufzubauschen,“ heißt es Seite 52:

> Er fühlte sich frei. Er hatte sich keines Treubruchs gegen die Vergangenheit zu zeihen; nichts fesselte ihn in der Gegenwart. Er hatte freilich kein klösterlich strenges (!) Leben geführt, aber sein sehr weltlicher Wandel war schließlich auch nicht schlimmer gewesen als der von seinesgleichen. Er hatte die Zinsen seines jugendlich leichten Sinnes fröhlich verausgabt, aber der Schatz des Edelsten und Besten, das er besaß, war noch unversehrt.

Und Seite 48 sogar:

> Er lebte ein lustiges Leben, wie es jungen Leuten seines Alters und seiner sozialen Stellung von keinem vernünftig Denkenden verübelt wird.!

Auf die Gefahr hin, von Lindau zu den unvernünftig Denkenden gerechnet zu werden, sind wir hier andrer Meinung. Wir wollen nicht richten und versagen keinem Sünder, auch einem Ehebrecher nicht, unsre Teilnahme; aber es empört uns, wenn in einem Romane, der erst durch das Berliner Tageblatt in zahllose deutsche Häuser getragen und dann durch die Buchausgabe noch viel weiter verbreitet worden ist, von der Sünde des Ehebruchs in einem Tone gesprochen wird, der eher wie lächelnde Billigung als wie Tadel klingt. Es ist schlimm genug, wenn einer, der es als Edelmann nicht fertig bringt, wissentlich die Unwahrheit zu sagen, seinen Adel durch Unzucht und Ehebruch gar nicht anzutasten meint: niemals werden wir um der Wahrheit willen anerkennen dürfen, daß bei einem Leben in solchen Lastern der Schatz des Edelsten und Besten, den jemand besitzt, unversehrt bleiben kann. Spott über Leute, die schon mit fünfundzwanzig Jahren sittsame Familiensimpel sind, wird seines Publikums ja sicher sein; aber ein Schriftsteller, der diesem Publikum Recht giebt, kann nicht mehr heilsam wirken.

Und endlich, wenn die Spitzen der Berliner Gesellschaft so beschaffen wären nach Haltung und Lebensideal, wie Lindau sie uns darstellt, dann verdienten sie nichts Bessres, als gewaltsam hinweggespült zu werden von der Woge, die sich drohend an sie heranwälzt, dann dürften sie ja nur einen Beweis von „vernünftigem Denken“ darin sehen, wenn auch der Arbeiter ein „lustiges“ Leben begehrt: entweder unterwerfen sich alle den sittlichen Forderungen, auch die Spitzen, oder es feiert die rohe Gewalt ihre Orgien. Gottlob darf man aber die leitenden Kreise in Deutschlands Hauptstadt nicht nach Lindaus Anleitung sich vorstellen; wie ihr Kern in Wahrheit beschaffen ist, das zeigen wohl zuverlässiger die nächstens zu besprechenden Feldbriefe, von denen ein einziger mehr sittliche Kraft enthält als Lindaus reiche, schöne und edle Menschen alle zusammen besitzen.

J

---

## Kleine Lesefrüchte aus der Reformationszeit

**(Ein Wort Luthers über Bibliotheken)** Am Ende seiner köstlichen Schrift: „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“, redet D. Luther auch der Gründung von Bibliotheken das Wort, zugleich einen Plan für deren Zusammenstellung aufsetzend.

„Am Letzten“, sagte er, „ist auch das wohl zu bedenken, allen denjenigen, so Lieb und Lust haben, daß solche Schulen und Sprachen in deutschen Landen aufgericht und erhalten werden, daß man Fleiß und Kost nicht spare, gute Librareien oder Bücherhäuser, sonderlich in den großen Städten, die solches wohl vermögen, zu verschaffen. . . . . . Aber mein Rat ist nicht, daß man ohn Unterscheid allerlei Bücher zu Hauf raffe, und nicht mehr gedenke, denn nur auf die Menge und Haufen Bücher. Ich wollt die Wahl drunter haben, daß nicht not sei, aller Juristen Komment, aller Theologen Sententiarum und aller Philosophen Quästiones und aller Mönche Sermones zu sammeln. Ja, ich wollt solchen Mist ganz ausstoßen und mit rechtschaffenen Büchern meine Librarei versorgen, und gelehrte Leut darüber zu Rat nehmen.

Erstlich sollt die heilige Schrift, beide: auf Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Deutsch, und ob sie noch in mehr Sprachen wäre, drinnen sein. Darnach die besten Ausleger und die ältesten, beide: Griechisch, Hebräisch und Lateinisch, wo ich sie finden könnte. Darnach solche Bücher, die zu den Sprachen zu lernen dienen, als die Poeten und Oratores, nicht angesehen, ob sie Heiden oder Christen wären, Griechisch oder Lateinisch. Denn aus solchen muß man die Grammatika lernen. Darnach sollten sein die Bücher von den freien Künsten und sonst von allen andern Künsten. Zuletzt auch der Recht und Arznei Bücher; wiewohl auch hie unter den Kommenten einer guten Wahl not ist.

Mit den fürnehmsten aber sollten sein die Chroniken und Historien, waserlei Sprachen man haben könnte: denn dieselben wundernütz sind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werk zu sehen. O wie manche feine Geschichte und Sprüche sollt man itzt haben, die in deutschen Landen geschehen und gangen sind, der wir itzt gar keins wissen. . . . .

Weil uns denn itzt Gott so gnädiglich beraten hat mit aller Fülle, beide der Kunst, gelehrter Leute und Bücher, so ists Zeit, daß wir ernten und einschneiden das Beste, das wir könnten, und Schätze sammeln, damit wir etwas behalten auf das Zukünftige von diesen güldenen Jahren, und nicht diese reiche Ernte versäumen. G B

**(Was D. Martin Luther vom Hausgesinde sagt)** Unsre Zeit, auf allen Seiten nach außen drängend, löst auf der einen Seite mit ihren zahllosen Vereinen das Haus auf — es kommt vor, daß die Tochter in den Jungfrauen-, der Sohn in den Jünglings-, der Vater in den Arbeiter-, die Mutter in den Frauenverein geht — auf der andern Seite weist sie mit Nachdruck auf das Haus als den alleinigen Schoß wahren Volksglückes hin.

Daß das Haus diese hohe Bedeutung habe, hat auch im ganzen Umfange ihrer Wichtigkeit der Mann erkannt, an dem „jeder Zoll ein Deutscher“ war, der ein warmes Herz, ein offnes Auge für alle das Volk betreffenden Fragen hatte, unser D. Martin Luther. Was Luther vom christlichen Hausstande, von der Ehe, von der Kindererziehung, vom Hausgesinde sagt, sind noch heute — ja, man möchte sagen, gerade heute — recht beherzigenswerte Worte.

Wer heute über die „Dienstbotennot“ klagt, sollte sich zunächst die Gewissensfrage vorlegen, ob er nicht vielleicht selbst im eignen Hause daran mit Schuld sei. In wiefern, das mag ihm unser Luther sagen, den wir im Folgenden reden lassen:

„Die Herren und Frauen sollen ihre Knecht, Mägd und Arbeitsleut nit wütender Weise regieren, nit alle Ding aufs genauest suchen, zuweilen etwas nachlassen und um Frieds willen durch die Finger sehen. Denn es mag nit alle Ding allezeit schnurgleich zugehen in keinem Stand, dieweil wir auf Erden in der Unvollkommenheit leben. Davon sagt Sankt Paul Kolosser 4, 1: Ihr Herren sollt mit eurem Gesind gleich und billig handeln, gedenken, daß ihr auch einen Herrn habt im Himmel. Darum wie die Herren wollen von Gott nit mit ihnen aufs schärfst gehandelt, sondern viel Dings durch Gnaden nachgelassen haben, so sollen sie auch gegen ihr Gesind desto sänfter sein und etwas nachlassen, und doch Fleiß anwenden, daß sie recht thun, und Gott fürchten lernen.“

„Ein jeglicher Hausvater ist schuldig, daß er seine Kinder und Gesinde ziehe und lehre oder lehren lasse. Denn er ist in seinem Hause als ein Pfarrer oder Bischof über sein Gesinde, und ist ihm befohlen, daß er darauf sehe, was sie lernen, und für sie antworte.“

„Ein jeglicher Hausvater ist schuldig, daß er zum wenigsten die Wochen einmal seine Kinder und Gesinde umfrage, und verhöre, was sie davon [von den zehn Geboten, den Glaubensartikeln und dem Vaterunser] wissen oder lernen, und wo sie es nicht können, mit Ernst dazu halte. . . . Desgleichen ist auch ein jeglicher Hausvater schuldig, mit dem Gesind, Knecht und Mägden zu halten, daß er sie nicht bei sich halte, wo sie nicht können oder lernen wollen.“

Das Gesinde aber beherzige folgende Worte:

„Was ein Kind Vater und Mutter schuldig ist, sind auch schuldig alle, die ins Hausregiment gefasset sind. Darum sollen Knecht und Mägde zusehen, daß sie ihren Herren und Frauen nicht allein gehorsam sind, sondern auch in Ehren halten als ihre eigenen Väter und Mütter, und thuen alles, was sie wissen, das man von ihnen haben will; nicht aus Zwang und Widerwillen, sondern mit Lust und Freude, eben um voriger Ursach willen, daß es Gottes Gebot ist und ihm für alle andern Werken wolgefället, um welches willen sie noch Lohn sollten zugeben und froh werden, daß sie Herren und Frauen möchten überkommen, solch fröhlich Gewissen haben, und wissen, wie sie rechte güldene Werk thun sollten, welche bisher verblichen und verachtet und dafür jedermann ins Teufels Namen in Klöster, zu Wallfahrten und Ablaß gelaufen ist, mit Schaden und bösen Gewissen.“

„Treu, fromm Gesind wird allenthalb wert gehalten.“

In einer Predigt über Luk. 1, 39 — 56 ermahnt Luther das Gesinde, an Maria sich ein Vorbild zu nehmen, welche „endelich“ gegangen sei, d. h. „fein züchtig, und nit so aus Fürwitz und Leichtfertigkeit, wie das junge Gesind in die Milch, zum Tanz, und auf die Kirchweih gehen, von einem Haus zum andern schwätzt, und allenthalben Klapperbänklein aufschlägt, und die Augen dahin und dorhin wirft. Jungfrauen aber und Frauen sollen in ihren Häusern bleiben, oder wo sie auf die Gassen zu gehen haben, fein endelich von statten gehen, und nicht alle Ziegeln auf dem Dach, noch alle Sperling unter dem Dach zählen, noch unterwegen allenthalb Ständner haben.“

„Die mutwilligen Leute lassen sich dünken: man muß uns wohl dulden und haben, man kann unser nicht entbehren. Das heißt ohne Gottes Furcht gelebet, Gott vergessen, Gott nicht gescheuet. Wir vergessen Gottes und fürchten ihn nicht für guten Tagen, und für dem Mammonsdienste, denn der ist unser Gott. Wenns aber also wäre, daß ein jeglicher nur ein Stücklein Brots und Tränklein Wassers haben sollt,

und doch sein abgemessene Arbeit, als ein zehn Fuder Mist aufzuladen und hinauszuführen, und wenn er das nicht thut, flugs hinter ihm her mit der Staupen, dann würden sie wohl frömmer werden, und Gott nicht also verachten.''

„Im Buche Sirach wird gesaget: dem Esel gehöret dreierlei, Futter, Sack und Stecken. Also einem Knecht gebühret auch Futter, Arbeit, Werk und Ruten; das ist, einem jeden, der was zu thun hat, der da Amt oder Dienst hat, er sei Bürgermeister oder Richter, Knecht oder Magd, oder was er sonst für einen Beruf hat, der soll drei Stück haben. Erstlich, Essen und Trinken soll man ihm geben; aber darnach einen Sack dazu, daß er zu schaffen und zu beschicken habe, daß nicht alleine dabei bleibe, daß er esse und trinke, sondern daß er auch arbeite. Und wo er sich sperret, daß er allein das Futter, und nicht auch den Sack will haben, da gehört dazu ein guter Stecken, und auf die Haut gedroschen, daß man ihm die Striemen zähle, so wird ihm der Kitzel und Lecker vergehen.''

Das mag hart klingen. Aber man halte dem gegenüber die oben von Luther gekennzeichneten Pflichten der Herrschaft gegen die Dienstboten und vergesse nicht, daß Luther das Verhältnis zwischen beiden dem zwischen Eltern und Kindern gleichgestellt, demnach als ein erzieherisches aufgefaßt wissen will, und man wird doch sagen: er hat recht.
G B

**(Lieber keine Predigt als lutherische)** Für das Fürstentum Anhalt-Dessau kam im Herbste des Jahres 1532 die Wendestunde, als die Fürsten des Landes, die bisher sehr stark unter katholischem Einflusse gestanden hatten, auf Luthers Empfehlung sich entschlossen, den trefflichen Zwickauer Pfarrherrn Nikolaus Hausmann als Prediger des Evangeliums nach Dessau zu berufen. Die größten Gegenbestrebungen wurden versucht, um die jungen Fürsten von so verhängnisvollem Schritte zurückzuhalten. Besondre Anstrengungen machte der bekannte Johann Kochläus, einer der bedeutendsten und eifrigsten litterarischen Gegner Luthers. Er wendete sich in (z. Z. noch ungedruckten) Briefen sowohl an den Fürsten Georg, wie an den Fürsten Johann, einem jeden nach seiner Besonderheit das Bedenkliche dieses Entschlusses vorhaltend. Dem Fürsten Georg, welcher fürs geistliche Amt bestimmt war und in Magdeburg wie in Merseburg Kanonikate bekleidete, rückte er vor, daß er ja auf solche Weise die günstigsten Aussichten auf ein bischöfliches Amt sich verscherze. Einen etwas andern Ton schlug er gegen den Fürsten Johann an: „Es wäre tausendmal besser," schrieb er diesem, „das arme Volk hörete gar keine Predigt, als lutherische Predigt. Wie macht man es in Welschland, da man an etlichen Orten das ganze Jahr hindurch nicht prediget, außer in der Fastenzeit? Ich verachte nicht das Predigen, sondern das lutherische Predigen."

Also lieber keine Predigt als Luthersche. So damals der Wortführer der Römischen gegenüber Luther und seinen Anhängern. Wird nicht aber heutigentags diese Weisheit des Kochläus im Munde von Evangelischen gegen Evangelische selbst oft genug gehört? Wir überlassen unsern Lesern, die Nutzanwendung sich selber zu bilden. G K

**(Die Nordhäuser Lutherlegende)** Luther, so erzählt man, sei einst zur Feier seines Geburtstages nach Nordhausen gekommen. Nahe der Stadt habe er mit seinem Gefährt einen Nordhäuser Schuhmacher eingeholt und sich mit diesem in ein Gespräch eingelassen. Da habe er mit Freude bemerkt, wie klar und schlicht der Mann sich über religiöse Fragen ausgesprochen und wie warm er dem Evangelio zugethan sei. Noch mehr aber habe der Schuhmacher gestaunt über die Worte des Mannes im Wagen, die ihm wie himmlische Offenbarung geklungen hätten. Als sie nun an die Stadt herangekommen, habe der Schuhmacher Luther gefragt, ob er schon Herberge zur Nacht habe. Noch nicht, sei die Antwort gewesen. Ob er denn wohl bei ihm vorlieb nehmen wolle; er habe Gänsebraten, Kohl und Fische zur Feier des Martinsabends. Luther habe zugesagt und so seien sie im Hause des Schuhmachers abgestiegen. Als nun dieser in der Stube mit Luther weiter geredet, habe ihn immer größres Staunen erfaßt, und so sei er zur Küche gegangen und habe der Frau gesagt: Wir haben einen so hochgelahrten Gast, dem müssen wir Wein vorsetzen. Ja, habe die Frau gesagt, ich getraue mich nicht zur Apotheke (wo man damals den Wein verkaufte), dort sitzen die Herren vom Rate, und wenn ich komme und will Wein haben, so sagen sie: was will die Schustersfrau mit dem Weine? Wüßte ich nur, wie unser Gast heißt, dann könnte ich sagen, es sei für ihn. Da sei Luther hinzugetreten, der ihr Gespräch angehört, und habe gesagt: „Nun, liebe Frau, ich will ihr sagen, wie ich heiße, ich bin der Doktor Martin Luther." Da habe die Frau einen Freudenschrei ausgestoßen und sei hinüber gelaufen zur Apotheke und habe gerufen: Gebt mir Wein, der Doktor Luther ist bei uns! Die Ratsherren aber hätten gesagt: Was schwatzt dies Weib, wie käme Doktor Luther zu dem Schuster! Als die Frau aber fest darauf bestanden, seien sie mit hinüber gegangen, und an der Thüre sei ihnen Luther entgegengetreten und habe sie freundlich begrüßt. Da sei große Freude gewesen in der ganzen Stadt, und alles sei herbeigelaufen, sie hätten mit allen Glocken geläutet und das Lied gesungen: Ein feste Burg ist unser Gott.

Noch heute aber ziehen alljährlich zu Nordhausen an Luthers Geburtstage die Sängervereine auf den Marktplatz und singen das Lutherlied; dann wird mit allen Glocken geläutet. In den Häusern aber ist hoher Festtag, und wer es irgend möglich machen kann, bringt zu Abend das Festgericht: Karpfen, Gänsebraten mit Kohl und dazu Wein. (Mitgeteilt von Theodor Perschmann in seiner Schrift: Die Reformation in Nordhausen. 1522—1525 Halle 1881.)

---

# Aus Italien

**(Ein Urteil über die Protestanten)** „Die Protestanten sind unglücklich. Unfruchtbare Wünsche, auf und ab wogende Gedanken, unfruchtbare Versuche, unbestimmte Meinungen, blinde Leidenschaften, unsichre Urteile, heillose Täuschungen, angstvolle Zweifel, schmerzliche Gewissensbisse — alles dies wogt bei ihnen auf und nieder und schafft einen Verstand ohne Licht, Herzen ohne Liebe, kurz, tiefe Nacht und tiefes Unglücksgefühl. Viele unter den Protestanten werden wahnsinnig, denn das Gehirn leidet von der entsetzlichen Unordnung in der protestantischen Denkarbeit; viele geraten in einen so gesunknen sittlichen Zustand, daß die Besserung unmöglich ist. Andre können nie mit sich selbst allein sein, und wacht doch einmal das Gewissen auf, so werden sie Selbstmörder. — Martin Luther, entsetzlich gequält von dem Gedanken an seine Thaten, suchte den nagenden Wurm durch Orgien der Trunkenheit zu töten. Ebenso machen es seine Nachfolger. Welcher Zustand! Ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Liebe, sich selbst hassend, unfähig, die Last des Lebens zu tragen, überall Zweifel, überall Finsternis, Gewissensbisse, Verzweiflung. Ganz allein die katholische Kirche besitzt eine leichtfaßliche, wahre, sichre, klare Lehre, diese allein enthält alle Wahrheit, flößt jede Tugend ein, giebt allen Trost und begründet jede Hoffnung."

So malt eine katholische Zeitung Italiens die Protestanten. Wir verzichten darauf, weitre Auszüge zu bringen; denn dem Leser würde der Grad von Unwissenheit über Protestanten und protestantische Zustände allzu unglaublich erscheinen, und die Schmähungen über Luther, Calvin u. s. w. sind in solchen Zeitungen oft der Art, daß sie eine Uebersetzung nicht zulassen.

Der oben zitirte Artikel schließt also: „Die Bibliothek des Dominikanerklosters St. Maria sopra Minerva in Rom bewahrt einen Brief des verzweifelten Luther. Es hatte nämlich die Mutter des letztern ihren unglückseligen Sohn gefragt, ob sie Protestantin werden müsse. Er antwortete ihr: Nein, denn ich will meine Mutter weder verraten, noch betrügen."

Das sind solche übliche Lügen, mit denen man von Uebertritten zur protestantischen Kirche abzuschrecken sucht. T

**(La Madonna di Romania)** Dies ist der Name eines berühmten, wunderthätigen Madonnenbildes, das in Tropea, einer am Meere gelegnen Stadt Kalabriens, in hoher Verehrung steht. Kalabrien ist überreich an byzantinischen Wunderbildern dieser Art, die alle vor etwa tausend Jahren zur Zeit der orientalischen Bilderstürmerei nach Süditalien gelangten, wo sie bereitwillig Aufnahme fanden und sich zumeist bis heute erhalten haben. Auch in Apulien finden sich byzantinische Bilder, und es behauptet z. B. die Stadt Bari, jenes berühmte Bild der Maria zu besitzen, das einst in Konstantinopel als das Palladium der Stadt und des Reiches betrachtet wurde und vor dem die Kaiser knieten, ehe sie in die Schlacht zogen. — Welche Bedeutung auch heutzutage der Madonnenkultus, d. h. der Bilderkultus hat, erhellt aus einem Berichte über ein der Madonna di Romania kürzlich (März 1889) gefeiertes Fest. In dem Berichte einer katholischen Zeitung heißt es wörtlich: „Einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck empfing ich, als der Bürgermeister mit den Ratsherren in Amtstracht vor dem Altare kniete und von allen Genannten eine große Wachskerze der verehrten Beschützerin dargebracht wurde, während der Sekretär mit lauter Stimme ein Gebet vorlas, in dem die Stadtbehörde im Namen aller Bürger sich an die Madonna wandte und sie anflehte, sie möge fortfahren, die Fülle ihrer Gnaden und ihres Schutzes über Tropea auszugießen. Auf dem Altare sah man das berühmte Bild, das Angesicht der Gottesmutter, dunkel gefärbt, aber von hinreißender Freundlichkeit. Rings um das Angesicht erblickte man goldne Strahlen und davor zahlreiche brennende Lampen, ein Symbol der Liebe, die in den Herzen aller Gläubigen brennt. Das Fest trug einen durchaus religiösen Charakter und fehlten gänzlich die schamlosen Ueppigkeiten und Possen, welche die Bedeutung der christlichen Feste verunstalten und sogar schänden."

In diesem Berichte ist der Schluß sehr bezeichnend. Man sieht, wie es bei „christlichen" Festen des Südens gewöhnlich ebenso heidnisch zugeht, als zu den Zeiten Augustins in Afrika. Der letztre berichtet, daß es damals üblich war, christliche Feste mit heidnischen Gelagen zu feiern. Wie es damals war, so ist es noch jetzt, und das Fest in Tropea war eine Ausnahme. Offen gestanden: Volles Vertrauen können wir in dieser Hinsicht jenem Berichte leider auch nicht schenken. T

**(Il volto santo)** „Das heilige Angesicht'' ist die populäre Bezeichnung eines im Dome zu Lucca befindlichen Kruzifixes, das angeblich im Jahre 782 aus dem Orient nach Lucca gebracht wurde und dort angeblich zahllose Mirakel bis heute vollbracht hat. Der Dom St. Martino in Lucca ist ein großartiges Bauwerk, reich an Kunstwerken aller Art; als seinen wertvollsten Schatz aber, als das Palladium der Stadt, betrachtet man den volto santo. Jedes Jahr am 12. und 13. September hat derselbe sein Fest, und dabei geht es noch immer großartig her, wenn auch nicht so großartig, wie vor Jahrhunderten. Im Hauptschiff der genannten Kirche sieht man ein aus dem kostbarsten Marmor vor vierhundert Jahren errichtetes Tempelchen, das dem Palladium als Aufbewahrungsort dient. Das Kruzifix ist in kostbare Gewänder gehüllt und wird nur an den genannten Tagen des September öffentlich ausgestellt. Eine Sage erzählt, daß einst der volto santo die Bitte einer armen Frau erhörte und einen goldnen Schuh vom Fuße fallen ließ, wodurch die Flehende aller Not enthoben ward. Vor jenem Tempelchen sieht man einen goldne Lampe, das Geschenk der Stadt Lucca,

als sie durch den volto santo von der Cholera befreit wurde. Vor sechs Jahren wurde das elfhundertjährige Jubelfest des volto santo gefeiert; die Jubeltage dauerten unter ungeheurem Zulaufe mehrere Wochen. T

**(Im St. Petersdome)** Unten in der Kuppel der St. Peterskirche findet sich bekanntlich mit riesigen Lettern als Inschrift das bekannte Wort Christi an Petrus: Tu es Petrus u. s. w. Diese Worte waren seither daselbst nur auf Leinwand gemalt; jetzt hat der Papst aus seinem Jubiläumsschatze soeben eine bedeutende Summe bestimmt, damit jene Worte in Mosaik hergestellt werden. Fürchtet der „Nachfolger Petri“, daß die Malerei mit der Zeit erbleicht? T

**(Missionskollekte)** Die Zeitschrift: Le Missioni Cattoliche berichtet, daß im Jahre 1887 für die katholischen Missionen 6462276 Franks gesammelt wurden, im Jahre 1888 etwas weniger, nämlich 6362142 Franks. Der Ausfall ist immerhin fühlbar, da er 100133 Franks beträgt. Dies wird auch von jener Zeitschrift eingestanden, wobei diese ihre Leser damit zu trösten versucht, daß die kindliche Liebe 1888 so viele Gaben an den heiligen Vater geschickt habe. Dasjenige Land, das in Missionsgaben bitterwenig leistet und immer weniger leistet, ist **Italien**, wogegen Amerika und Frankreich die Gaben wachsen lassen. T

**(Sühnegebete)** Kürzlich hat der Papst das Werk der Sühnegebete wieder empfohlen und mit neuem Ablaß ausgestattet, der schon dann „gewonnen“ wird, wenn jemand eine halbe Stunde darauf verwendet. Wir übersetzen das Wort so: lucrare, das allerlei Gewinn und Vorteil erreichen bezeichnet, zunächst Gewinn im Handel und Wandel. Jenes Werk der Sühnegebete (Opera dell' Adorazione riparatrice) hat die Absicht, die Schmähungen andrer gegen die Religion wieder gut zu machen, beruht also auf dem echt römisch-heidnischen Gedanken, daß eine fremde menschliche Leistung imstande ist, ein Aequivalent für einen Frevel andrer zu bieten. Sühnungen aller Art gehörten im heidnischen Altertum zu den gewöhnlichsten Religionshandlungen, und man benutzte bekanntlich die sibyllinischen Bücher, um die geeignete Sühnehandlung ausfindig zu machen. An die Stelle der sibyllinischen Bücher hat sich das Oraculum Vaticanum gestellt. Sühnegebete finden bis jetzt in 400 Diözesen statt; sie verteilen sich auf Italien, Deutschland, Spanien, die Schweiz, Irland, Belgien, Rußland, Amerika. T

---

## Verschiedenes

**(Zur Charakteristik russischer Zustände)** Die russische Regierung thut seit Jahren sehr viel, das Volk zu bilden und aufzuklären (es giebt ein besondres Ministerium für Volksaufklärung) und hat zu diesem Behufe namentlich in Hebung des Schulwesens ungeheure Anstrengungen gemacht. Und wenn auch die gegenwärtige Russifizirung der deutschen Schulen in den Ostseeprovinzen entschieden das Schulwesen daselbst herunterbringt, in russischen Augen geht dort doch eine Verbesserung vor sich, da man ja nicht die Schulen selbst ausrotten will (obwohl viele, bisher von deutschen Ständen unterhaltne Schulen geschlossen werden), sondern die Schulen sollen ja nur gehoben werden, indem man aus ihnen das Deutschtum verbannen und damit auch dem Luthertum einen Hort nehmen will — beides von den echten Russen am aufrichtigsten gehaßt. Also auch dort werden die Schulen aus der Knechtschaft des Westens zum Dienste wahrer russischer Bildung „erhoben“.

Wenns das Schulwesen gilt, so kargt die Regierung auch nicht mit dem Gelde, und schon von manchem Schlaukopf ist das redlich ausgenutzt worden. Ein Schulmann kommt auf den Gedanken, zur Hebung der Schiffahrt müßte man Navigationsschulen errichten, darin passende Söhne der Küstenbewohner zu spätern Steuerleuten herangebildet würden. Der Gedanke ist entschieden gut; der Reichsrat in Petersburg ist sofort für den Plan eingenommen und das Glück des Betreffenden ist gemacht; denn er bekommt die ganze Geschichte in Auftrag. Mit Hochdruck werden der Ostsee entlang Schulen gegründet, ohne Rücksicht auf das Bedürfnis; das Bedürfnis wird schon kommen — in Amerika baut man ja auch Eisenbahnen, um das Bedürfnis hervorzurufen. In X. liegt zwar seitens der Bevölkerung kein Bedürfnis vor, namentlich da die ganze Küstenbevölkerung aus einigen wenigen Fischerhütten besteht — doch ist in der Nähe ein Schuldirektor, der die Protektion der hohen Herrn besitzt und der das Bedürfnis hat, für seinen im Abiturientenexamen durchgefallnen Sohn eine passende Stellung zu finden. Kurz und gut die Schule wird schleunigst gebaut und der Herr Sohn angestellt. Er betitelt sich selbst „Direktor der Navigationsschule“, er erhält außer freier Wohnung ein gut Stück Land und einen hübschen baren Gehalt. Dafür hat er im Sommer völlig frei und ist nur im Winter verpflichtet — das leere Schulgebäude zu bewohnen. Daß zunächst keine Schüler kommen, dafür kann niemand etwas; das wird sich schon machen. Der protegirende Vater erhält das Land zur Benutzung und stellt dafür im Winter dem Herrn Lehrer ein Paar Pferde, mit denen dieser alle Tage bei den verschiedenen Bekannten im Lande vergnügt herumkutschirt; im Sommer hält er sich „Studirens halber“ in Deutschland auf und macht Reisen. — Großer Fortschritt: ein Schüler! Derselbe ist allerdings mehr Famulus, Stiefelwichser u. s. w., aber man kann doch nicht einen Schüler den ganzen Tag unterrichten? Es geht so einige Jahre; die Berichte müssen doch leidlich lauten, daß die Regierung die Schule immer noch für ein Bedürfnis hält. Allerdings — der hohe Gönner kommt zur Revision — großartige Delikatessen werden angeschafft. Wir machen die überraschende Entdeckung, daß wir in



unsrer (unter des Vaters Direktion stehender) Schule bis jetzt ein halbes Dutzend Navigationsschüler mit unterrichtet haben, wahrscheinlich aus Rücksicht darauf, daß sie sich am Meeresstrande zu einsam gefühlt hätten. Wenigstens werden einige unsrer Schüler, die im Rechnen und Geometrie gut zu Hause sind, zu einem Examen vor dem hohen Revisor abkommandirt. Frühstück und Examen finden die Billigung des hohen Gönners. Zur Nachfeier werden auch wir eingeladen, und mit den reichen und delikaten Restern stopfen wir uns vergnügt den Mund. Was gehts uns an? — — Gegenwärtig ist wohl allerdings der freundliche Vorgesetzte durch einen Unbekannten ersetzt — der „Direktor der Navigationsschule“ wird wohl nicht mehr als solcher fungiren. v L

**(Luther und Dietenberger)** Die Leser der Christlichen Welt erinnern sich noch der Artikel „Luthers Einfluß auf seine katholischen Zeitgenossen“ in Nr. 18 und 19 des vorigen Jahrgangs. In dem zweiten war der Nachweis geführt, daß einer der besten katholischen Katechismen aus jener Zeit, der von Dietenberger, zum guten Teil Luther entlehnt ist. Die Historisch-politischen Blätter brachten nun im ersten Hefte dieses Jahres einen Aufsatz über Johannes Dietenberger (1475 bis 1537). Darin heißt es u. a.: „Dietenbergers letzte und beste Arbeit ist der nach Inhalt, Form und Sprache vortreffliche Katechismus vom Jahre 1537.“ Folgen anderthalb Seiten darüber. Der Anleihe bei Luther wird nicht gedacht, während sie hinsichtlich der Bibelübersetzung vorher zugegeben ist.*) G R

**(In omnibus caritas)** Frägt man, auch Theologen, wo der Satz: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas zu finden, so erhält man die Antwort, im Augustin. Auch werden andre Kirchenväter genannt. Das Eigentumsrecht daran hat der Protestantismus. In der Paraenesis votiva pro pace ecclesiae ad theologos Augustanae confessionis sagt der lutherische Theologe Rupertus Meldenius**) (er lebte in den 20 bis 30er Jahren des siebzehnten Jahrhunderts):

> Si nos servaremus in necessariis unitatem, in non necessariis libertatem, in utrisque charitatem, optimo certe loco essent res nostrae.

Die paraenesis ließ Professor J. G. Pfeiffer in Leipzig im Jahre 1736 in den Miscellanea theologica abdrucken und auch das auf der Hamburger Stadtbibliothek befindliche stabilimentum irenicum vom Jahre 1635 führt einige Sätze der paraenesis an. Von Meldenius wissen wir nichts Genaues, aber seiner Schrift nach muß er ein tüchtiger Mann gewesen sein. Wenn er seinen Amtsbrüdern vorhält, man müsse immer zum Streite gerüstet sein, aber man solle nicht fortwährend streiten; Wissen sei genug vorhanden, aber die Liebe fehle, — so können sich auch in unsern Tagen dies manche, nicht blos Theologen, gesagt sein lassen. G R

---

*) Die in dem oben erwähnten Artikel wie auch sonst in der katholischen Presse außerordentlich gerühmte Biographie Dietenbergers von H. Wedewer (Freiburg i. Br. 1888) ahnt nichts von jenen Plagiaten aus Luthers Katechismen. Professor Kawerau hat kürzlich in der Theol. Litt. Zeitung noch darauf hingewiesen, daß gerade die von Wedewer als besonders schön ausgehobne Stelle aus Dietenbergers Katechismus in Wahrheit aus Luthers großem Katechismus stammt. Durch solche Plagiate kommen auch Luthers Feinde mitunter dazu, ihn zu loben und sich an seinen Worten zu erfreuen. D H

**) Vergl. Fr. Lücke, Nachtr. in Theol. Stud. u. Krit. 1851 S. 917 und Bertheau in Herzogs Realencyklopädie (2. Aufl.) unter: Meldenius.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

## Anzeigen

### Altarlichte,

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| à Paar | 1 Pfd. | $1\frac{1}{2}$ Pfd. | 2 Pfd. | 3 Pfd. | 4 Pfd. | 5 Pfd. |
| lang | 48 cm | 52 cm | 57 cm | 63 cm | 67 cm | 71 cm |
| Preis | 2,50 ℳ | 3,75 ℳ | 5,— ℳ | 7,50 ℳ | 10,— ℳ | 12,50 ℳ |

### Abendmahlshostien,

1000 1,25 ℳ, Doppelhostien, 1000 3 ℳ, liefert in bester Qualität
**Grünebergs Buch- und Kunsthandlung**
Wollermann & Neumeyer, Braunschweig.

Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Die Lehre von der Apokatastasis**

d. h. der Wiederbringung aller, aufs neue untersucht und verteidigt

von

**Lic. Dr. Riemann.**

Preis 2 Mark.

**Heinrichshofens Verlag, Magdeburg.**

Ich beabsichtige zu einem dreizehnjährigen gut gearteten Knaben noch einen zweiten nicht unbegabten etwa gleichen Alters zu gemeinsamer Erziehuug und gemeinsamem Unterricht (Quartakursus) in mein Haus aufzunehmen.

**Pfarrer Habermann, Zwinge.**

Ein **cand. theol.** sucht

**Hauslehrerstellung.**

Werte Offerten **sub V M 9** an die Expedition dieses Blattes.

Verlag von Fr. Wilh. Gr now in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage aus dem Verlage von Fr. Richter in Leipzig